

Jenseits der Marmelade: Akademische Spezialisierung, akademisches Selbstbewusstsein

Bulletin der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, Oktober 2005

Die Idee einer Universität ist ihre Uneigennützigkeit, aber Unbedingtheit: Man kann das auch als Starrköpfigkeit bei der Herstellung öffentlicher Güter betrachten. Jacques Derrida hat vor einigen Jahren in einer Ansprache daran erinnert, dass der Begriff Professor von *profiteor* abgeleitet ist, für etwas öffentlich einzustehen: „Sich verpflichten, indem man sich für etwas ausgibt und hingibt, indem man verspricht, dieses und jenes zu sein.“ Klingt wie Verantwortung. Ist auch so gemeint. Denn Derrida beharrt darauf, der akademische Raum uneigennütziger Wissensproduktion müsse durch Immunität symbolisch geschützt werden. Aber er weist auch darauf hin, dass eben dieses Privileg gefährliche Selbstimmunisierungen in Gang setzen kann – institutionelle Blindheiten, eigennützige Selbstbestätigung, sterile akademische Eitelkeiten. Das kommt uns bekannt vor.

Wie dem entgegen? Universitäten können gar nichts anderes sein als Gemischtwarenläden für hochspezialisierte Information. Bei allem pittoreskem Lokalstolz beziehen sie ihre Reputation ausschliesslich aus ihrer Fähigkeit, an der internationalen Zirkulation dieses Wissens teilzunehmen: also auswärtige Köpfe anzuziehen und die eigenen, selbst ausgebildeten, anderswo unterzubringen. Und zwar jetzt, in der Gegenwart. Im europäischen Vergleich steht die Schweiz dabei nicht schlecht da. Im Inneren der Institutionen heisst das aber nichts anderes, dass sie sich fortwährend verändern müssen – unentrinnbar. (Wer etwas konservieren will, sterilisiert es dabei: das Marmeladen-Prinzip.) Deswegen sollte man mit der Berufung auf Traditionen vorsichtig sein. Tradition ist das, was der jeweilige Sprecher sich als das ausgesucht hat, was immer schon dagewesen sein soll. Und das weiss nicht nur er selbst, sondern auch sein Publikum.

Die Geisteswissenschaften an den Universitäten haben eine historisch ziemlich einzigartige Wachstumsphase von etwa vier Jahrzehnten hinter sich. Sie haben deshalb wenig Erfahrungen mit jener Art Hinstehen und Verantwortung, die schrumpfende Ressourcen heute von ihnen erzwingen: nämlich Konzentration und Stolz. Konzentration heisst Konzentration auf einzelne Köpfe, nicht auf abstrakte Fächerkataloge. Für die Geisteswissenschaften bringen die Organisationsmodelle naturwissenschaftlicher Grossforschung (die Sonderforschungsbereiche und Graduiertenkollegs bundesdeutscher Prägung) mehr Nach- als Vorteile. Diese kollektive Forschungsförderung hat in den „Humanities“ vor allem Projekte hervorgebracht, die auf so allgemeine und abstrakte Begriffe zugeschnitten sind, dass sie nicht falsifiziert werden können. Das

ist keine gute Voraussetzung für Wissenschaft. Die deutschen Erfahrungen zeigen, dass diese Form weder die Verantwortung und Identifikation einzelner Universitätslehrer mit dem Kollektivprojekt fördert, noch Wettbewerb oder erhöhte Transparenz erzeugt. Konzentration hiesse dagegen, Singularität zu ermöglichen, Unverwechselbarkeit.

Deswegen Stolz: Das mag altmodisch klingen, hat aber gegenüber der vagen und herablassenden ‚Elite‘ oder der (inhaltsleeren) ‚excellence‘ einige Vorteile. Universitäten werden aus öffentlichen Mitteln finanziert, um neues Wissen zu erzeugen (ich möchte das Adjektiv unterstreichen) und einer möglichst grossen Anzahl von Studierenden beizubringen. Die Universitäten tun gut daran, der Öffentlichkeit ebenso wie sich selber deutlich zu machen, welche ihrer eigenen Produkte sie besonders gut finden: also jährlich nicht nur Qualifikationsarbeiten ihrer Studierenden, sondern auch besonders gelungene Monographien und Dokumentationen (Ausstellungsprojekte, Multimediainstallationen, Filme) ihrer Mitarbeiter auszuzeichnen und mit Preisen zu versehen. Die öffentliche Aufgabe der Universitäten besteht darin, nicht Sammelbände, sondern ausgezeichnete Namen und Köpfe, *cervelloni*, hervorzubringen. Und Kompetenz erkennt man daran, dass sie nicht überall gleichzeitig sein kann. Sie ist weder für alles einsetzbar, noch mit allem kombinierbar.

Konzentration und Stolz sind die Instrumente, die gegenwärtige Krise als Chance zu begreifen und den öffentlichen Charakter der Institution Universität neu zu definieren. Eine Wissenschaft, die sich ausschliesslich nach politischen und kommerziellen Interessen ausrichtet, büsst genau das ein, worauf ihr Sonderstatus und ihre Autorität beruht, nämlich ihre symbolische Autonomie. Der gegenwärtige Druck, Wissensproduktion ausschliesslich auf kurzfristige ökonomische Verwertbarkeit auszurichten, hat die produktiven Grenzen dieser Kommerzialisierung (und Privatisierung durch Patente und Digital Rights Management) bereits deutlich gemacht. Nur als öffentliches Gut vermehrt sich Wissen von selbst. Unbeschränkte Zusammenarbeit mit privaten Geldgebern und Sponsoren beeinträchtigt schliesslich die Glaubwürdigkeit der Universität als unabhängige Institution der Wissensproduktion: Ein käuflicher Experte steht für Käuflichkeit, und nicht für Expertise. An amerikanischen Universitäten und Kunstmuseen, jahrzehntelang Vorreiter in private-public-partnerships, werden die Grenzen der Zusammenarbeit mit Privaten mittlerweile zunehmend kritisch diskutiert.¹ Das Wort, das in diesem Zusammenhang die Runde gemacht, wird auch die Zukunft der Universitäten bestimmen: Public Trust.

Valentin Groebner

¹ Derek Bok: *Universities on the Marketplace. The Commercialization of Higher Education*, Princeton University Press 2003. James Cuno (Hg.): *Whose Muse? Art Museums and the Public Trust*, Princeton University Press 2004.